

Perpetuum mobile oder vom Wert des Wertlosen

– Skizzen zur politischen Ökonomie der Gsettn in vier Bildern

1. Der Berater

Alles ist knapp, Zeit, Öl, Rohstoffe, Wasser, Luft, Arbeitsplätze sowieso, Wohnungen, Anlagemöglichkeiten. Darum müssen wir immer noch mehr arbeiten und produzieren und noch mehr Geld ausgeben, um Arbeitsplätze zu schaffen und uns einen ausreichenden Teil an den knappen Gütern zu sichern und machen dadurch alles noch knapper – Zeit, Öl, Rohstoffe, Wasser, Luft, Arbeitsplätze, Wohnungen und erst recht das Geld in den Stadtkassen. Und die Stadtregierungen müssen jedes noch so kleine Fleckchen Stadt an Immobilienhaie verkaufen um die leeren Gemeindegassen zumindest mit dem Nötigsten auszustatten. Goldene Zeiten für Investoren und Berater.

Zufrieden geht er durch die Stadt, er hat ganze Arbeit geleistet. Die Stadtregierung hat den Anlegern gute Bedingungen geboten, das treibt die Wirtschaft an. Hier ein neues Einkaufszentrum, dort das Luxusobjekt mit den Vorsorgewohnungen. Seit Wohnungen nicht mehr zum Wohnen, sondern als Anlageobjekte verkauft werden, ist das Immobiliengeschäft wirklich viel attraktiver geworden. Plötzlich stutzt er – was ist denn das? Über der Plakatwand, die die Eröffnung des neuen Shoppingpalastes anpreist, ragen Baumwipfel empor, hat er da etwas übersehen, etwas, das sich noch zu Geld machen ließe?

Er tritt näher, findet einen Spalt an der Mauer zum angrenzenden Haus, zwängt sich hindurch und steht – auf einer Gsettn! Ungläubig schaut er um sich. Ungeordnetes Chaos, kreative Vielfalt, eine Katze verschwindet im Dickicht, eine Schar Vögel fliegt auf, ein Hollunderstrauch von Bienen umschwärmt. Diese Pflanzen hier, die hat doch seine Großmutter gesammelt und daraus Medizin gemacht und oft den Nachbarn weitergegeben. Zum Glück ist eine solche Umgehung des Marktes inzwischen durch die Patentierung von Pflanzeninhaltsstoffen schwerer geworden, wo kämen wir denn hin, wenn jeder einfach alles verschenken würde! Bei dem Gedanken an seine Kindheit erfüllt ihn Unbehagen, hat er doch sein ganzes Leben darauf verwendet, alles Irrationale und Unproduktive, alles Zweck- und Wertlose aus der Welt zu verbannen und alles dem rationalen und unbestechlichen Walten des freien Marktes zu überantworten, zum Wohle aller, davon ist er überzeugt; wenn es erst wirklich funktionieren würde und es nicht all die Widerstände gäbe! Warum nur muss man die Menschen zu ihrem Glück immer zwingen? Und da steht doch tatsächlich ein alter Stuhl, Reste von einem Lagerfeuer, ja es scheint, dass hier manchmal jemand übernachtet, sich vielleicht von den Beeren holt oder von den Heilkräutern! Und das alles, ohne dafür zu bezahlen, lauter Trittbrettfahrer, die nur haben wollen, ohne etwas dafür zu leisten! Die geringe Leistungsbereitschaft der Menschen heutzutage ist das größte Problem, ärgert er sich.

Er ist verstört, geht weiter durch die Stadt, nunmehr aufmerksam für das, was er vorher übersehen hat und es wird ihm klar: seine Arbeit ist noch lange nicht vollendet, noch immer gibt es zahllose Gsettn, die sich der Verwertung entziehen – wertlose Orte inmitten des Unternehmens Stadt. So geht das nicht, meint er entschlossen, da lässt die Stadt doch jede Menge Geld liegen, da hat man verabsäumt, den Wert dieser Grundstücke den Investoren entsprechend zu vermitteln und dann das Gejammere um Steuererhöhungen! Er muss morgen dringend mit dem Bürgermeister sprechen. Es braucht ein Businessmodell, ein Managementkonzept, ein Vertrieboptimierungsprogramm und Qualitätssicherungsinstrumente.

Er lässt seinen Blick schweifen. An dem Haus am gegenüberliegenden Ende der Gsettn prangt ein Schild „AMS“ - natürlich, das ist es! Man könnte doch aus der Not eine Tugend machen, die unbebauten Flächen in der Stadt als Erlebnispark zugänglich machen, Kinder und Erwachsene könnten dort Pflanzen und Tiere kennen lernen, dürften auch von den Beeren kosten – Kinder

glauben doch ohnehin, die kommen aus dem Supermarkt – da muss man dann nur ordentlich Eintritt dafür verlangen. Genau das Richtige für die AbsolventInnen dieser Orchideenfächer, die dann doch beim AMS landen, weil sie nichts Vernünftiges gelernt haben, die sollen zeigen, was sie können. Daneben ein Erotik-Etablissement – was läge näher, als die verwilderte Natur ins Geschäftsmodell mit einzubeziehen. Exklusivangebot – Sex unter freiem Himmel, jedem Tarzan seine Jane, entdecken sie ihre romantische Ader! Haben denn die Menschen gar keine Ideen, muss ich mir denn alles selbst einfallen lassen? Aber morgen geht's los, wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen würden!

Voller Elan geht er an die Arbeit, aber mit den Wochen die vergehen, wächst die Verunsicherung, je mehr er sich bemüht, umso mehr scheint ihm das Ganze zu entgleiten. Es kommt ihm vor, als ob um ihn herum die Gsettn aus dem Boden wüchsen. Für jedes Grundstück, das die Stadtregierung verkauft, entdeckt er ein weiteres, ungenutztes. Das neue Unternehmen „Natur erleben in der Stadt“ läuft auch nicht an, niemanden scheint es zu interessieren. Die Damen und Herren AkademikerInnen haben wohl auch keine Ahnung vom Marketing. Aber auch für Sex unter freiem Himmel will niemand zahlen. Eigentlich ist das ja kein Wunder, das kann man auch gratis haben. Leider, irgendwie kriegen wir das nicht in den Griff. Privateigentum schafft klare Verhältnisse, alle Dinge gehören genau einem Menschen, niemand anderer darf sie nutzen. Dadurch entsteht Knappheit und dann kann der Markt seine segensreiche Wirkung entfalten. Vieles haben wir ja schon geschafft, sogar dort, wo eigentlich gar nichts knapp ist. Bei Wissen, Informationen, Musik, haben wir die richtigen Instrumente entwickelt, um sie knapp zu machen. Sogar die Verschmutzungsrechte an der Atmosphäre kann man einzelnen Personen zuteilen, nur mit der Nutzung von Natur klappt das nicht. Diese Welt hat einen entscheidenden Konstruktionsfehler, denkt er resigniert, sie lässt sich nicht vollkommen verwerten. Er ist müde, frustriert, und außerdem wird er in letzter Zeit das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden. Macht sich da nicht jemand über ihn lustig?

2. Der Ökonom

Alles ist knapp, Zeit, Öl, Rohstoffe, Wasser, Luft, Arbeitsplätze sowieso, Wohnungen, Anlagemöglichkeiten und erst recht das Geld in den Stadtkassen. Und die Städte müssen jedes noch so kleine Fleckchen Stadt an Immobilienhaie verkaufen um die leeren Gemeindegassen zumindest mit dem Nötigsten auszustatten. Wirklich jedes? Nein, noch immer entziehen sich zahllose Gsettn ganz offensichtlich der Verwertung – wertlose Orte inmitten des Unternehmens Stadt. Marktversagen? Staatsversagen? Seit einiger Zeit schon schaut er jetzt besorgt aber auch leicht amüsiert den Bemühungen des Beraters zu. Eigentlich wüssten wir es doch längst, seufzt er. Durch den ständigen Drang nach Wachstum und Verwertung entzieht sich der Kapitalismus selbst seine Grundlagen. Er ist nicht aus sich selbst lebensfähig, ist immer angewiesen auf Kolonisierung und Ausbeutung.

Wertlose Räume inmitten der Zentren der kapitalistischen Akkumulation sind keineswegs Marktversagen, sie sind im Gegenteil die Voraussetzung für sein Funktionieren. Die kapitalistische Produktionsweise, deren Hauptaufgabe die Inwertsetzung des Wertes zum Zweck der Vermehrung des Kapitals ist, braucht immer das Außerhalb, um ihren endlosen Wachstumsdrang befriedigen zu können. Wäre alles „verwertet“, in den Kreislauf der Geldvermehrung als Selbstzweck einbezogen, wäre das das Ende des Kapitalismus! Vielleicht, so überlegt er, tragen Leute wie der Berater oder die Tea Party Bewegung mehr zum Ende des Kapitalismus bei, als unsere zaghaften und bisher erfolglosen Versuche, diesen mehr als 150 Jahre alten Theorien zum Durchbruch zu verhelfen? Nur wie wird dieses Ende aussehen? Sehr wahrscheinlich wird es ein Ende mit Schrecken sein! Wir sind einfach zu wenige, nur eine Handvoll Leute, können kaum etwas gegen die Übermacht der Marktenthusiasten ausrichten, aber in den letzten Jahren scheint es doch ein wenig mehr Interesse an unserem Wissen zu geben, vielleicht ist noch nicht jede Hoffnung verloren.

In einem allerdings hat er sich verschätzt der Alte damals, war wohl auch zu seiner Zeit noch nicht so klar absehbar: was die Fähigkeit des Kapitals betrifft, sich immer wieder am eigenen Schopf aus den von ihm verursachten Krisen zu ziehen, immer wieder die 99% der Menschen, von deren Ausbeutung er lebt, davon zu überzeugen, dass alles nur zu ihrem Besten geschieht. Heute würde er manches anders sehen gewiss, und das mit der Revolution, so leicht ist das wohl doch nicht. Wenn er noch erlebt hätte, was sie aus seiner Idee gemacht haben damals, er hätte sich im Grab umgedreht. Das Schlimme ist, dadurch wurde die Idee an sich kompromittiert, die Begriffe sind ja immer noch verpönt, man kann sie kaum noch verwenden – daran werden auch die Wortspiele mit dem Commonismus nichts ändern. Wir brauchen etwas ganz Anderes, etwas, das wir erst erfinden müssen ...

Was heute jedenfalls deutlicher sichtbar wird als damals: der noch nicht oder nicht mehr verwertbare Raum außerhalb des Kapitalismus ist das Potenzial für weiteres Wachstum. Damit sich die Spirale der Verwertung weiter drehen kann, müssen immer wieder neue Bereiche in den Markt herein geholt werden. Weil wir in einer begrenzten Welt leben, das Kapital für seine Existenz aber auf unbegrenztes Wachstum angewiesen ist, müssen dafür andere Bereiche ausgeschlossen werden – mit dem Ziel, sie später wieder hereinholen zu können – perpetuum mobile, sozusagen.

Das Gerade-nicht-verwertbar-sein der Gsettn macht ihren ökonomischen Wert aus, macht sie für Spekulanten interessant, hier ist noch Potential für Wertsteigerung. Der Vorrat an noch verwertbarem Raum in der Stadt, das Rohmaterial für Profit und Wachstum, das noch auf seine Veredelung wartet, auf den richtigen Zeitpunkt, an dem der Investor zuschlagen muss, während er sich an anderer Stelle zurückzieht, andere Orte an Wert verlieren, Gebäude und Wege verfallen, Bahnstrecken stillgelegt, Betriebe geschlossen werden und Natur und nicht-marktkonformes Verhalten wieder die Oberhand gewinnen. Immer wieder neue ausgeschlossene Räume, immer wieder andere ausgeschlossene Menschen. Werden wir dem je ein Ende setzen, können wir aus diesem Teufelskreis jemals ausbrechen?

3. Die Lebenskünstlerin

Was gerade nicht verwertbar ist, ist auch gerade nicht kontrollierbar. Kontrolle kostet Geld, das sich nur für Räume rentiert, die auch Profit bringen. Und während im verwertbaren, kontrollierten Raum nur gedeihen kann, was den Anforderungen des Kapitals entspricht, kann im Nicht-Verwertbaren Fülle, Überfluss, Raum für Entfaltung entstehen. Zwischen den Steinen und aus den Ruinen sprießt und grünt, was vorher mühsam ausgerottet wurde. Menschen finden Raum, die an den Konsumorten nicht gerne gesehen sind – die Kreativität und Produktivität der Gsettn entsteht aus der Symbiose von marginalisierten Räumen und marginalisierten Menschen.

Sie geht über „ihre“ Gsettn und bestaunt die Fülle, es scheint ihr, als könne sie beim Wachsen zusehen. Economics of abundance – die Ökonomie des Reichtums, des Überflusses – dort wo nicht durch Marktmechanismen Knappheit hergestellt wird, gibt es von allem mehr als genug. Gelesen hat sie darüber, es erschien ihr auch durchaus nachvollziehbar, aber hier wird ihr plötzlich klar, was das in der Realität bedeutet. Hinter den Plakatwänden, auf denen sinnlose Produkte um teures Geld zum Kauf angepriesen werden, gedeiht Lebensnotwendiges ohne Zwang und Kontrolle und ganz ohne Verwertungsdruck. Kaum überlässt man die Natur sich selbst, finden Tiere hier Rückzugsgebiete und vermehren sich, Pflanzen kehren zurück, die kaum jemand mehr kennt. Knorrige alte Bäume neben Hollundersträuchern, Erdbeeren, Wild- und Heilkräuter, Schmetterlinge, Vögel, Eidechsen, Bienen, welche Fülle aus der sie hier schöpfen kann! Wie schön, dass sie diesen Platz entdeckt hat, eine Oase der Ruhe mitten in der Stadt, nur wenige Schritte von ihrer Wohnung entfernt. Kein Preisschild schreibt den Dingen ihren Wert zu, was im Überfluss wächst, kann niemand verkaufen. Morgen wird sie einen Stuhl mitbringen, sie möchte gerne Zeichnungen anfertigen und die Entwicklung verfolgen. Ach ja, und eine Dose für die Beeren darf sie auch nicht vergessen, sie wird Marmelade draus machen und ihren Freundinnen schenken.

Und je länger sie umherstreift, desto klarer versteht sie die Logik der Ökonomie des Überflusses. Alles was hier geschieht, erfüllt mehrere Zwecke gleichzeitig. Damit der Hollunderbaum oder die Erdbeeren sich selbst erhalten und reproduzieren können, machen sie Dinge, die auch für viele andere nützlich sind – ohne dass diese dafür zahlen müssten. Der Baum nimmt für die Produktion seiner Nahrung Kohlendioxid aus der Luft auf und gibt Sauerstoff ab, außerdem speichert er Wasser und filtert Staub aus der Luft, das alles nützt auch den Menschen, die in der Stadt leben. Außerdem bietet er Wohnraum für Vögel und Eichhörnchen und verlangt keine Miete dafür, er bietet Schutz und Nahrung für Viele und kann dadurch selbst besser gedeihen.

Bäume und Sträucher tragen tausende von Blüten von denen sich Insekten ernähren. Sie tragen hunderte Früchte, die Nahrung für Tier und Mensch bieten. Einige davon fallen schließlich auf die Erde und treiben neu aus. Viele der kleinen Keimlinge werden gefressen, nur wenige wachsen wieder zu großen Bäumen heran und der Kreislauf beginnt von vorne. Und so funktioniert das etwa auch bei den Fröschen, fällt ihr ein, als sie die Kaulquappen im Tümpel sieht. Millionen Eier, tausende Kaulquappen, hunderte kleine Fröschlein und eine Handvoll, die schließlich erwachsen werden und sich wieder vermehren. Welch eine Verschwendung könnte man meinen, aber nur wenn man übersieht, dass dabei viele andere Tiere Nahrung abbekommen und neuer Lebensraum geschaffen wird. Lauter Trittbrettfahrer, sozusagen. Aber eben auch nur auf den ersten Blick: denn die Insekten, die den Blütenstaub sammeln befruchten ja auch die Blüten und ermöglichen erst, dass Früchte entstehen. Die Tiere, die die Beeren essen, verbreiten die Samen. Jeder macht etwas Nützliches für jemand anderen und wird dabei selbst satt. Und die Summe aller Tätigkeiten ergibt den Reichtum, den sie hier bewundern kann. Wieso sollte das bei den Menschen nicht funktionieren?

Wenn wir alle Tätigkeiten so zueinander in Beziehung setzen könnten, dass was einem nützt, auch für andere einen Vorteil brächte, wenn jedes Ding nicht nur einem gehörte, so dass niemand anderer es nutzen darf, sondern wenn wir Dinge gemeinsam so nutzten, dass wir alle zusammen reicher würden, dann müssten wir nicht immer gegeneinander um alles kämpfen, dann würden wir nicht die Rohstoffe aufbrauchen und die Umwelt zerstören, so sinniert sie. Commons nennen das manche, hat sie vor kurzem gehört. Eine Utopie? Sie weiß es nicht, aber sie hat das deutliche Gefühl, dass es möglich sein müsste. Lieber lässt sie sich eine Phantastin schimpfen, wie es ihre erfolgreichen Freunde manchmal tun, wenn sie ihr vorwerfen, dass sie nicht hart genug an sich arbeite, um voran zu kommen, als gar keine Utopie zu haben. Denn das würde bedeuten, dass diejenigen recht hätten, die sagen, es gäbe keine Alternativen. Und außerdem: keine gesellschaftliche Veränderung hätte jemals stattgefunden, wenn nicht jemand zuvor eine Utopie gehabt hätte. Wir müssten nur anfangen, denkt sie, wenn ich nur wüsste, wie?

4. Die Macher

Eine Gruppe gewichtiger Herren steht vor einer unscheinbaren Bretterwand. Einer von ihnen trägt mehrere Rollen mit Plänen in der Hand. Ein anderer holt einen Schlüssel aus seiner Jackentasche, sucht nach der überwachsenen Tür, findet das Schloss und sperrt es auf. Die Herren betreten die Gstettn, sie zwängen sich durchs Gebüsch und putzen angewidert Blütenstaub und Dornen von ihren dunklen Anzügen. Was für ein Chaos! Hier, sagt der Mann mit den Plänen, hier kommt die Parkgarage hin, natürlich unterirdisch, die Einfahrt ist draußen, vom Hotel aus wird man keine Autos sehen. Der Park wird möglichst naturnah gestaltet, Teiche, Kräutergärten, Blumenbeete. Das Besondere in diesem Hotel wird seine Einfachheit und Ursprünglichkeit sein, kein Marmor, kein Samt, keine Aufzüge, wir verwenden nur natürliche Materialien aus der Region, das kommt heute an und dafür sind die Leute auch bereit zu zahlen. Die Zimmer haben natürlich alle Fernseher und Internetanschluss, das ist ja heute Standard, aber jedes Zimmer hat einen Schalter, mit dem man Internet, Strom- und Fernseekabel wegschalten kann, wenn man schlafen geht, wegen der Strahlen, sie wissen ja, da werden die Menschen immer sensibler dafür, da haben wir dann wirklich ein

Alleinstellungsmerkmal. Den Luxus der modernen Technik ohne ihre Nachteile zu bieten, das ist die Zukunft, da sollten sie ihr Geld investieren.

Klingt gut, sagt der Herr mit dem Aktenordner in der Hand, wieviel Prozent? 20, mindestens, antwortet der mit den Plänen. Wie sicher ist das Ganze? Todsicher, sie wissen ja, too big to fail! Wunderbar, ich bin dabei, das haben sie wirklich großartig geplant. Dass es so etwas noch gibt, einen freien Baugrund, mitten in der Stadt. Ja, meint einer, der bisher still daneben gestanden ist, darauf mussten wir auch lange warten. Ich habe ja das Haus, das früher hier stand, von meinen Großeltern geerbt, schrecklich, Denkmalschutz, sie wissen schon. Da kannst du nur Geld reinstecken und darfst nichts verändern. Fast 10 Jahre musste ich warten, bis es so verfallen war, dass ich die Abbrucherlaubnis bekommen habe. Dann haben sich die Anrainer aufgeregt, es musste erst Gras über die Sache wachsen. Aber jetzt endlich ist es soweit. Die Stadt braucht Geld, da können sie so ein Projekt nicht ablehnen. Was werden die Anrainer sagen, wird es Proteste geben, fragt der Mann mit dem Aktenordner plötzlich besorgt? Nein, nein, keine Angst, meint der mit den Bauplänen, wir haben alle Bewilligungen und ich habe einen direkten Draht zum Stadtbauamt, sie verstehen?

Abgemacht! Zufrieden verlassen die Herren den Bauplatz. Einer dreht sich noch einmal um – eine Katze lugt aus ihrem Versteck, ein Vogel lässt sich auf der Himbeerhecke nieder, Blumen wachsen hier, die hat er noch nie gesehen, es scheint, dass hier sogar einmal jemand ein Lagerfeuer gemacht hat. Die Kinder aus der Umgebung denkt er, haben hier einen schönen Platz zum Spielen. Eigentlich schade, aber so ist das Leben nun eben, wir brauchen Wachstum und Jobs, da können wir uns solche Sentimentalitäten nicht leisten. Schon in wenigen Tagen werden hier die Bagger vorfahren ... Was ist eigentlich das dort, fragt er den mit den Plänen, diese alte Mauer dort an der Seite, die stört doch bei dem neuen Projekt? Die steht nicht mehr lange, in dem Haus wohnt nur noch eine alte Frau, die werden wir auch bald draußen haben und dann reißen wir es ab, das rechnet sich nicht mehr. Perpetuum mobile ...

Epilog

Die Lebenskünstlerin sitzt mit ihrem Zeichenblock vor einer Pflanze, die fast so groß ist wie sie selbst, als der Ökonom die Gsettn betritt. Beide sind überrascht. Was macht die denn hier, die passt doch gar nicht da her? Wo kommt der denn jetzt her? Das wird doch nicht der Besitzer sein? Ich weiß, eigentlich ist hier ja „betreten verboten“! Was ist denn so Besonderes an einer kratzigen Distel, fragt er irritiert. Das ist eine Weberkarde, antwortet sie, früher wurde die als Heilpflanze genutzt und die Weber verwendeten sie zum Aufrauen des Wollstoffes, damit er schön weich wurde – und außerdem, ist sie nicht wunderschön? Die gute alte Zeit, ja? murmelt er etwas spöttisch. Nein, sagt sie, die alte Zeit war auch nicht besser als die heutige, und wir können die Zeit nicht zurückdrehen. Aber wir werden das alte und das neue Wissen brauchen, wenn wir auf dieser Welt überleben wollen, in der richtigen Mischung, da liegt die Kunst. Kunst? Lebenskunst! Man müsste, überlegt er laut, die Lebenskunst auf einer gesellschaftlichen Ebene denken können. Die Ökonomie sollte, entgegnet sie, darauf ausgerichtet sein, die Menschen zur Lebenskunst zu befähigen, wobei es allen selbst überlassen bleiben muss, welche ihrer Fähigkeiten sie entwickeln wollen. – Dazu aber müssten erst die Bedürfnisse aller befriedigt werden! – Natürlich, es gibt doch genug für alle, wenn wir nur aufhörten, alles künstlich knapp zu machen!¹ Je länger sie sich unterhalten, desto besser verstehen sie sich. Aus der Symbiose des marginalisierten Raumes und der marginalisierten Menschen erwachsen neue Ideen ...

¹ Diese Überlegungen stammen aus einem Mailwechsel mit Wolfgang Hoeschele, dem Autor des Buches „The Economics of Abundance. A Political Economy of Freedom, Equity, and Sustainability“, Gower publishers, London 2010